



# DIE SCHWWESTERN

GEORG EBERS

# **Die Schwestern**

**Georg Ebers**

## **Inhalt:**

[Georg Moritz Ebers - Biografie und Bibliografie](#)

[Die Schwestern](#)

[Vorwort](#)

[Erstes Kapitel](#)

[Zweites Kapitel](#)

[Drittes Kapitel](#)

[Viertes Kapitel](#)

[Fünftes Kapitel](#)

[Sechstes Kapitel](#)

[Siebentes Kapitel](#)

[Achtes Kapitel](#)

[Neuntes Kapitel](#)

[Zehntes Kapitel](#)

[Elftes Kapitel](#)

[Zwölftes Kapitel](#)

[Dreizehntes Kapitel](#)

[Vierzehntes Kapitel](#)

[Fünfzehntes Kapitel](#)

[Sechzehntes Kapitel](#)

[Siebzehntes Kapitel](#)

[Achtzehntes Kapitel](#)

[Neunzehntes Kapitel](#)

[Zwanzigstes Kapitel](#)  
[Einundzwanzigstes Kapitel](#)  
[Zweiundzwanzigstes Kapitel](#)  
[Dreiundzwanzigstes Kapitel](#)  
[Vierundzwanzigstes Kapitel](#)  
[Fünfundzwanzigstes Kapitel](#)

*Die Schwestern, G. Ebers*  
*Jazzybee Verlag Jürgen Beck*  
*Loschberg 9*  
*86450 Altenmünster*

*ISBN: 9783849611149*

*www.jazzybee-verlag.de*  
*admin@jazzybee-verlag.de*

*Frontcover: Basierend auf einem Bild aus Wikipedia,  
lizenziert unter der Creative Commons-Lizenz  
Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen  
3.0 nicht portiert.*

## **Georg Moritz Ebers - Biografie und Bibliografie**

Namhafter Ägyptologe und Romanschriftsteller, geb. 1. März 1837 in Berlin, gest. 7. Aug. 1898 in Tutzing am Starnberger See, studierte in Göttingen 1856 die Rechte, später in Berlin unter Anleitung von Brugsch, Lepsius und

Böckh ägyptische Altertumskunde und habilitierte sich für diese 1865 in Jena. Von hier aus unternahm er eine über ein Jahr dauernde Reise nach Ägypten und Nubien (1869–70) und folgte bei seiner Rückreise einem Ruf nach Leipzig. Auf einer zweiten Reise nach Ägypten (1872) erwarb er den jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindlichen sogen. Papyrus Ebers (vgl. »Papyrus Ebers, das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Ägypter, herausgegeben von G. E., mit hieroglyphisch-lateinischem Glossar von L. Stern«, Leipz. 1875; deutsch von Joachim, Berl. 1890; »Papyrus Ebers. Die Maße und das Kapitel über die Augenkrankheiten«, das. 1889, 2 Bde.). Durch ein langwieriges körperliches Leiden wurde E. 1889 zur Aufgabe seines Lehrberufs gezwungen und lebte seitdem teils in München, teils in Tutzing. Als Romanschriftsteller begründete E. seinen Ruf durch den historischen, mit gelehrten Anmerkungen versehenen Roman »Eine ägyptische Königstochter« (Stuttg. 1864, 13. Aufl. 1889), eine anziehende Darstellung des ägyptischen Volkslebens zur Zeit des persischen Eroberungskriegs (ins Holländische, Englische und in viele andre Sprachen übertragen). Weiterhin veröffentlichte E. die vielgelesenen und ebenfalls in viele Sprachen übersetzten, im alten Ägypten spielenden Romane: »Uarda« (Stuttg. 1877, 3 Bde.), »*Homo sum*« (1878), »Die Schwestern« (1879), »Der Kaiser« (1880, 2 Bde.), »Serapis« (1885, 2 Bde.), »Die Nilbraut« (1886, 3 Bde.), »Josua« (1889), »*Per aspera*« (1892), »Kleopatra« (1894), »Arachne« (1897), und die in Versen geschriebene Erzählung »Elisen« (1888), sämtlich in Stuttgart erschienen. Ein anderer Teil seiner Romane: »Die Frau Bürgermeisterin« (Stuttg. 1881), »Ein Wort« (das. 1882), »Die Gred« (das. 1889, 2 Bde.), »Im Schmiedefeuer« (1894), »Im blauen Hecht« (1895), »Barbara Blomberg« (1896), spielt im 16. Jahrh., teils in den Niederlanden, teils in Süddeutschland, während uns das Idyll »Eine Frage« (Stuttg. 1881) in das griechische Altertum versetzt. Rein

wissenschaftlich sind seine »*Disquisitiones de dynastia vicesima sexta regum aegyptiorum*« (Berl. 1865) und »Ägypten und die Bücher Mosis« (Leipz. 1868), »Sinnbildliches. Die koptische Kunst« (das. 1892), »Antike Porträts. Die hellenistischen Bildnisse aus dem Fajjûm untersucht und gewürdigt« (das. 1893) sowie eine Anzahl kleinerer Abhandlungen; populär und gelehrt zugleich seine Schrift »Durch Gosen zum Sinai; aus dem Wanderbuch und der Bibliothek« (das. 1872, 2. Aufl. 1881). Außerdem schrieb er noch: »Drei Märchen« (Stuttg. 1891), »Richard Lepsius, ein Lebensbild« (Leipz. 1885), »Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne« (Stuttg. 1893) und das beschreibende Prachtwerk »Ägypten in Wort und Bild« (2. Aufl., das. 1880, 2 Bde.), dessen textlichen Teil er als »Cicerone durch das alte und neue Ägypten« (das. 1886, 2 Bde.) besonders veröffentlichte; mit H. Guthe gab er heraus: »Palästina in Bild u. Wort« (das. 1886–87, 2 Bde.). Nach seinem Tod erschienen: »Das Wanderbuch. Dramatische Erzählung aus dem Nachlaß und gesammelte kleine Schriften« (2. Aufl., Stuttg. 1899), und »Ägyptische Studien und Verwandtes« (das. 1900). Seine »Gesammelten Werke« umfassen 32 Bände (Stuttg. 1893–97). Vgl. Gosche, G. E., der Forscher und Dichter (2. Aufl., Leipz. 1887).

## **Die Schwestern**

Herrn Eduard von Hallberger

Laß Dir, lieber Freund, die Widmung dieser Blätter gefallen. Ich bringe sie Dir dar am Abschluß eines Zeitraums von vier Lustren, in denen uns eine feste und warme, von keinem Mißklang je getrübe Freundschaft

verbindet und vier meiner Werke entstanden sind, die unter Deiner Obhut und Fürsorge durch die Welt wandern.

Dies fünfte Buch, meine *Schwestern*, geb' ich Dir besonders zu eigen; ist es doch zum Teil in Deinem herrlichen Tutzing, unter Deinem gastlichen Dache, entstanden, verlangt es mich doch, Dir auch durch ein äußeres Zeichen zu erkennen zu geben, wie hoch ich Deine Liebe und Freundschaft und die tausend guten Stunden zu schätzen weiß, in denen wir mit Herz und Geist, gebend und nehmend, nehmend und gebend, einander erfrischt und gefördert haben.

In unwandelbarer Treue  
Georg Ebers

*Leipzig,*  
den 6. November 1879

Dein  
Georg Ebers

## **Vorwort**

Durch eine wunderbare Fügung ist eine Anzahl von Schriftstücken aus dem vernichteten königlichen Archiv von Memphis erhalten geblieben, die in griechischer Sprache auf Papyrus geschriebene Bittschriften enthalten, welche ein im Serapeum eingeschlossener Klausner von mazedonischer Herkunft zugunsten zweier Zwillingsschwestern verfaßte, die als »Ausgießerinnen von Spenden« dem Gotte dienten.

Auf den ersten Blick erscheinen diese Bittschriften kaum der Beachtung wert; ein tieferes Eingehen in ihren Inhalt

lehrt aber, daß wir in ihnen Dokumente von hohem kulturgeschichtlichem Werte besitzen; zeigen sie uns doch an einem Mittelpunkte der heidnischen Religionsübung die Wurzeln der durch das Christentum zu höherer sittlicher und historischer Bedeutung gelangten mönchischen Idee, gewähren sie uns doch unerwartete Einblicke in das innere Leben jenes Serapistempels, dessen zerstörte Mauern in unserer Zeit der rastlose Fleiß des französischen Ägyptologen Mariette vom Sande der Wüste befreit hat.

Es war mir vergönnt, diese Stätten zu besuchen und zu durchforschen, und die erwähnten Bittschreiben sind mir seit Jahren bekannt. Als nun in jüngster Zeit einer meiner Schüler es unternahm, vorzüglich eines von diesen Dokumenten, das in der königlichen Bibliothek zu Dresden konserviert wird, eingehend zu behandeln, unterzog ich mich selbst einem neuen Studium derselben, und dabei geschah es, daß das Bild des Serapeums zur Zeit Ptolemäus Philometor deutlich in meine Vorstellung trat, und in mir diejenigen Gemälde feste Umrisse gewannen und sich mit Farben bekleideten, welche ich auf den folgenden Blättern dichterisch auszugestalten versuche.

Zu meinen Helden wählte ich nicht denselben Klausner und dieselben Zwillingschwestern, von denen die Bittschriften reden, sondern solche, welche um ein Weniges früher unter den gleichen Bedingungen gelebt haben konnten, denn es geht aus dem Papyrus hervor, daß nicht nur zufällig einmal Zwillinge im Serapistempel tätig waren, sondern daß vielmehr ein Schwesternpaar auf das andere im Amt als Ausgießerinnen von Spenden gefolgt ist.

Meine Klea und Irene ließ ich diese Tätigkeit nicht antreten, sondern als Pflegebefohlene des Serapeums für sie heranwachsen. Ich wählte diese Auskunft, teils weil die vorhandenen Quellen nur sehr ungenügende Kunde über

die Anforderungen, welche an die Zwillinge gestellt worden sind, zu gewähren vermögen, teils infolge von anderen, sich aus dem Plan meiner Dichtung ergebenden Gründen.

*Klea* und *Irene* sind frei erfundene Gestalten, dagegen habe ich die historische Physiognomie der Zeit, in der ich sie leben lasse, und die Bilder der feindlichen Brüder auf dem Throne Ägyptens, *Ptolemäus Philometor* und *Euergetes II.*, welcher letztere den Beinamen *Physkon* (d.i. der Dicke) trug, treu nach den vorhandenen, ziemlich ergiebigen Quellen zu zeichnen versucht. Auch der Eunuch *Euläus* und der Römer *Publius Cornelius Scipio Nasica* sind historische Personen. Unter den jungen, in dieser Zeit lebenden Patriziern wählte ich den letzteren, teils weil sein strenger aristokratischer Sinn, den er namentlich in späteren Jahren schroff betätigte, bezeugt wird, teils weil mir sein Bei- oder Spitzname *Serapion* auffiel.

Ich erkläre diesen letzteren in meiner Weise, obwohl ich weiß, daß er ihn seiner *Ähnlichkeit* mit einer untergeordneten Person dieses Namens verdanken soll.

Für den gerade mit dieser Epoche der ägyptischen Geschichte weniger vertrauten Leser sei gesagt, daß er *Kleopatra*, die Gattin des *Ptolemäus Philometor*, mit der ich ihn bekannt zu machen gedenke, nicht mit ihrer berühmten Namensschwester, der Geliebten des *Julius Cäsar* und des *Marcus Antonius*, verwechseln darf.

Der Name *Kleopatra* war besonders beliebt im Hause der *Lagiden*, und unter den Königinnen, welche ihn trugen, war die durch Shakespeare und in jüngster Zeit durch Makart auch in den weitesten Kreisen bekannte Schwester und Gattin des vierzehnten Ptolemäers die siebente. Ihr tragisches Ende durch Otterngift oder den Biß einer Natter

fällt 134 Jahre später als unsere Erzählung, welche im Jahr 164 v. Chr. spielt.

Zu dieser Zeit hatte Ägypten bereits 169 Jahre unter der Herrschaft eines griechischen (mazedonischen) Königshauses gestanden, welches seinen Namen der *Ptolemäer* oder *Lagiden* seinem Ahnherrn *Ptolemäus Soter*, dem Sohne des *Lagus*, dankte. Dieser tatkräftige Mann, ein General Alexanders des Großen, hatte an der Eroberung des Niltals 332 teilgenommen. Nach dem Tode Alexanders. 323, verwaltete *Ptolemäus* Ägypten als Satrap des neuen Weltreiches und bestieg dann den Thron der Pharaonen. Er und seine Nachkommen behaupteten denselben, bis Ägypten nach dem Tode der letzten und berühmtesten Kleopatra (30) dem römischen Reiche als Provinz einverleibt wurde.

Auf die Geschichte der einzelnen Ptolemäer einzugehen ist hier nicht der Platz, wohl aber darf bemerkt werden, daß der völkergewinnende Zauber des griechischen Wesens sich in Ägypten besonders wirksam erwies, und zwar vorzüglich infolge des mächtigen Einflusses des von Alexander gegründeten Alexandria, das in wunderbarer Schnelligkeit zu einem der glänzendsten Mittelpunkte hellenischen Geistes, hellenischer Kunst und Wissenschaft heranwuchs.

Lange vor der gemeinsamen Herrschaft der feindlichen Brüder *Ptolemäus Philometor* und *Euergetes II.*, deren gewaltsames Ende wir dem Leser in unserer Weise vorführen, machte sich griechischer Einfluß in allen Regungen des ägyptischen Lebens, welches von der Eigenart seiner früheren Eroberer, Hyksos, Assyrer und Perser, fast unberührt geblieben war, geltend, und der abgeschlossenste und ungastlichste Staat des früheren

Altertums öffnete unter den Ptolemäern allen Fremden weit die Tore.

Alexandria war auch in unserem Sinne eine Weltstadt, in der nicht nur die Handelsgüter, sondern auch die geistigen und religiösen Besitztümer der verschiedensten Völker zusammenströmten, verarbeitet und allen Nationen, die sie begeherten, vermittelt wurden. Ich widerstand dem Reiz, meine Erzählung hierher zu verlegen, weil in Alexandria das ägyptische Element zu weit hinter dem hellenischen zurücktrat, und hier das glänzende, überwältigend reiche Bühnenwerk leicht die Aufmerksamkeit von dem Seelenleben der handelnden Personen abgezogen haben würde.

In den inneren Angelegenheiten ihres Landes war es den Königen von Ägypten in der von uns geschilderten hellenistischen Zeit frei zu schalten gestattet, die Entfaltung ihrer Macht nach außen hin beschränkte das schnell und gewaltig herangewachsene römische Reich nach seinem Belieben.

Die Einwanderung von Israeliten aus Palästina hatte gerade Philometor willig Vorschub geleistet, und unter ihm gewann die große jüdische Gemeinde von Alexandria einen den griechischen beinahe überflügelnden Einfluß auf die Stadt, das Reich und ihren königlichen Beschützer, der dem Jehova am Nil einen Tempel zu bauen gestattete und in eigener Person an den dogmatischen Händeln der griechisch gebildeten Israeliten in seiner Umgebung teilnahm. Der hochbegabte, aber lasterhafte und gewalttätige Euergetes II. war ihnen um so weniger geneigt und verfolgte sie grausam, sobald ihm die Herrschaft über ganz Ägypten nach dem Tode seines Bruders zugefallen war. Auch die Mitglieder der großen Akademie, des sogenannten Museums von Alexandria, ließ

er, der sich selbst mit wissenschaftlichen Arbeiten ernstlich beschäftigt hatte, seine schwere Hand fühlen und zwang sie, sich eine neue Heimat zu suchen. Die in die Flucht getriebenen Jünger der Wissenschaft ließen sich dann in verschiedenen Städten am Mittelmeer nieder und trugen nicht wenig zur Verbreitung der im Museum gereiften Geistesfrüchte bei.

Aristarch, den größten unter den gelehrten Zeitgenossen Philometers, lass' ich an einem Gespräch im Königspalaste von Memphis teilnehmen. Die Verse vom kleinen Menschenkind, welche Kleopatra im zehnten Kapitel (S. 98) vorträgt, stammen nicht aus dem Altertum. Der verewigte Friedrich Ritschl, der Aristarch unserer Zeit, hielt sie besonders hoch und teilte sie mir vor einigen Jahren samt mehreren Variationen mit, welche ein noch unter den Lebenden wandelnder Anonymus an sie geknüpft hatte. Ich fügte zwei von diesen letzteren zu dem ersten Verse, welche, wie ich in der zwölften Stunde erfuhr, von dem verstorbenen H. H. L. von Held gedichtet worden sind, über den man in Varnhagens biographischen Denkmälern, Bd. VII, nähere Auskunft findet. Ich denke, daß mir mancher Leser für die Mitteilung dieser hübschen Verse und der geistreichen neuen Wendungen der ihnen zugrunde liegenden Idee Dank wissen wird. Ähnliche Verse könnte Kallimachus oder ein anderer Poet aus dem Kreise der früheren Mitglieder des Museums recht wohl gedichtet haben.

Auch in dieser Erzählung war ich bestrebt, die ihre Eigenart bedingenden und bezeichnenden Züge einer großen Kulturepoche in einem engbegrenzten Bilde zusammenzufassen und ihm Farbe und Bewegung zu verleihen, indem ich die Lebensschicksale von einzelnen Kindern der darzustellenden Zeit sich vor den Augen meiner Leser verflechten und zur Lösung gelangen ließ.

Alle in dieser Erzählung handelnden Personen sind mir aus der Betrachtung der Tage, in denen sie lebten, in die Vorstellung getreten; aber als sie einmal in den Umrissen mein waren, zeigten sie sich bald als Traumbilder in verklärter Gestalt vor meiner Seele, und von dichterischer Schaffensfreude durchglüht, fühlte ich, indem ich sie darstellte, daß ihr Blut sich erwärmte, daß ihr Herz zu schlagen und ihres Geistes Schwingen sich angemessen ihrem Wesen zu regen begannen. Ich ließ der Geschichte ihr Recht, aber der Mensch als historische Person trat hinter dem Menschen als solcher zurück, und aus den Repräsentanten einer Epoche wurden die Träger einer für alle Zeiten gültigen menschlichen Idee; und so darf ich es wohl wagen, dieses Zeitbild auch eine Dichtung zu nennen.

Leipzig, den 13. November 1879

Georg Ebers

## **Erstes Kapitel**

An den großen und stattlichen Quaderbau des griechischen Serapistempels und die ihm benachbarten kleineren Heiligtümer des Asklepius, Anubis und der Astarte im Wüstengebiet der Totenstadt von Memphis schließt sich wie eine Schar von Bettelkindern, die ein geschmückter König an der Hand führt, eine Reihe von langen, niedrigen Häusern aus ungebrannten Ziegeln.

Je heller und glänzender die glatten gelben Sandsteinwände des Tempels in der Morgensonne leuchten, desto unscheinbarer und struppiger nehmen sich seine grauen Nebenbauten aus. Wenn der Wind sie umweht und die Strahlen der Sonne sie treffen, werden sie von

Staub umflogen wie trockene Wege, die ein Windhauch streift. Selbst die Innenräume, die sie enthalten, sind ungetüncht, und da die Nilziegel, die die Wände bilden, mit geschnittenem Stroh vermischt sind, das überall mit kleinen, harten Spitzen aus den Mauern hervorragt, so ist es ebensowenig erfreulich für die Hand, sie zu berühren, wie für das Auge, sie zu betrachten.

Als sie vor Zeiten zwischen dem eigentlichen Tempel und der ihn umgebenden Umfassungsmauer, die mit ihrer Ostseite den Akazienhain des Serapis in zwei Hälften zerschneidet, erbaut worden waren, verbarg sie die Hinterwand eines Säulenganges an der Ostseite des großen Vorhofes dem Blicke der Besucher des Heiligtums, jetzt aber ist ein Stück der Kolonnade zusammengestürzt, und man übersieht durch diese Bresche einen Teil der Ziegelbauten und mehrere dem Tempel zugewandte Türen und Fenster oder besser eine Reihe von kunstlosen Öffnungen zur Ausschau und zum Eintritt. Wo sich Türen befinden, sieht man keine Fenster, und wo Fenster die Wand durchbrechen, fehlen die Türen, und doch ist keines der Gemächer dieses lang hingestreckten, schmalen und einstöckigen Gebäudes mit dem anderen verbunden.

Durch die Bresche im Säulengange führt ein schmaler, viel betretener, mit grauem Staub bestreuter Pfad über Geröll und an Steinen und Säulenstücken vorbei, die für einen Neubau bestimmt sind, der nur in der Nacht geruht zu haben scheint; denn Brecheisen und Hebel liegen auf und neben den Werkstücken. Dieser Weg leitet zu dem grauen Hause und endet bei einer kleinen verschlossenen Holztür, die so roh gezimmert ist und so schlecht in den Angeln hängt, daß sich zwischen ihr und der Schwelle, die den Boden nur wenige Finger breit überragt, eine hübsche graue Katze mit gesenktem Kopf und die Erde fegend durchdrängen kann.

Sobald das geschmeidige Tier sich wieder auf die Füße gestellt hat, glättet und säubert es das glänzende Fell, krümmt den Nacken und blickt mit den grünen, funkelnden Augen nach dem Hause hin, das es eben verließ, und hinter dem in diesem Augenblick die Morgensonne hervortritt. Geblendet von dem hellen Lichte, wendet es sich um und steigt mit vorsichtigen, unhörbaren Schritten in den Tempelhof.

Das Gemach, aus dem die Katze heraustrat, ist klein und gar spärlich ausgestattet; ja es würde völlig dunkel sein, wenn sein durchlöchertes Dach und die Spalten in der Tür dem Lichte nicht Einlaß in den bescheidensten aller Räume gewährten.

An seinen rauhen grauen Wänden steht nichts als eine hölzerne Kiste und neben ihr auf dem Boden ein paar irdene Becken, eine Wasserflasche aus porösem Ton, ein hölzerner Becher und ein zierlich gearbeiteter Krug von echtem, glänzendem Golde, der sich in seiner ärmlichen Umgebung gar sonderbar ausnimmt. Im äußersten Hintergrunde sieht man außerdem zwei Matten von Bastgeflecht, die man über einige Schafwolle breitete. Das sind die Betten der beiden Bewohnerinnen dieses Gemaches, von denen die eine auf einem kleinen Schemel von Palmenstäben sitzt und sich gähnend das lange, glänzend braune Haar zu ordnen beginnt. Sie zeigt sich nicht sonderlich geschickt, aber noch weniger geduldig bei dieser keineswegs leichten Arbeit und wirft, als sich den Zähnen von Horn ein neuer Widerstand bietet, den Kamm auf das Lager. Sie hat den letzteren weder eilig noch kräftig durch den Hauptschmuck geführt, und doch schließt sie die Augen so fest und drückt die kleinen schneeweißen Zähne so tief in die feuchte, jugendrote

Unterlippe, daß man denken könnte, sie habe sich schmerzlich weh getan.

Jetzt läßt sich außerhalb der Türe ein schlüpfender Schritt vernehmen, und schnell schlägt sie die großen, erstaunt in die Welt hineinschauenden, goldbraunen Augen auf, ihr Mund lächelt, und ihr ganzes Wesen hat sich in einem einzigen Augenblicke so freundlich verändert wie das Aussehen eines Schmetterlings, der aus dem Schatten in die Sonne stiegt, die sich nun in dem schillernden Staub seiner Flügel spiegelt.

Eine Hand schlägt eilig und so hart an die lose in den Angeln hängende Tür, daß sie zittert, und gleich darauf wird durch die Öffnung über der Schwelle, durch die die Katze den Ausgang gefunden, ein hölzernes Brett geschoben, auf dem ein dünnes, rundes Brot liegt und ein irdenes Schälchen mit einigem Olivenöl steht. Es ist nicht mehr, als etwa in der halben Schale eines Hühnereies Platz finden würde, aber es scheint frisch zu sein und glänzt in goldiger Reinheit. Das Mädchen hat sich der Tür genähert, das Brett zu sich herangezogen und ruft, sobald es das Brot mit den Augen gemessen, halb klagend, halb vorwurfsvoll:

»So wenig! Ist das für uns beide?«

Bei dieser Frage haben ihre heiteren Züge wiederum schnell den Ausdruck gewechselt und ihre hellen Augen schauen so trostlos nach der Tür, als sei draußen die Morgensonne erloschen, und doch ist das, was sie kränkte, nur die Kleinheit des Brotes, das freilich kaum groß genug ist, um den Hunger nur eines jungen Menschenkindes zu stillen. Aber es sollten sich zwei darein teilen, und was in dem einen Leben ein elendes Nichts ist, das kann in dem anderen gewichtig erscheinen und von schwerer Bedeutung.

Die vorwurfsvollen Worte der Klagenden haben ihren Weg durch die Tür gefunden, und die Alte, die das Brett über die Schwelle geschoben, ruft ihr schnell, doch nicht unfreundlich zu:

»Es gibt heute nicht mehr, Irene.«

»Aber das ist schändlich!« entgegnete das Mädchen mit Tränen im Auge. »Von Tag zu Tag wird das Brötchen kleiner, und wenn wir Sperlinge wären, wir würden kaum davon satt! Du weißt, was uns zukommt, und wir werden nicht aufhören zu klagen und uns zu beschweren. Serapion soll uns eine neue Bittschrift aufsetzen, und wenn der König erfährt, wie schmählich man uns behandelt –«

»Ja, wenn er's erfährt,« unterbrach sie die Alte. »Aber viele Winde blasen an das Wort des Armen, bevor es zum Ohre des Königs gelangt. Ich wüßte kürzere Wege für dich und deine Schwester, wenn euch das Hungern so arg mißfällt. Wer so aussieht wie sie und wie du, mein Irenchen, der braucht nicht zu darben!«

»Und wie seh' ich denn aus?« fragte das Mädchen, und ein Sonnenstrahl schien wieder ihr hübsches Antlitz zu streifen.

»Gerade so,« klang es lachend zurück, »daß du dich neben deiner Schwester immerhin zeigen darfst, und gestern beim Aufzuge schaute auch der große Römer an der Seite der Königin ebenso oft nach der wie nach Kleopatra selbst. Wärest du mit dabei gewesen, so hätte er gar keinen Blick für die Fürstin übrig gehabt; denn hübsch siehst du aus, daß du's weißt. Solch ein Wort ist mancher noch lieber als Brot; im übrigen hast du ja einen Spiegel; da sieh hinein, wenn dich hungert!«

Der schlürfende Schritt der Alten verhallte, das Mädchen aber griff nach dem goldenen Krüge, öffnete die Tür ein wenig, ließ das Tageslicht auf ihn fallen und spiegelte sich in der blanken Fläche. Aber auf der Rundung des kostbaren Gefäßes verzog sich das Bild ihrer Züge, und munter blies sie mit spitzem Munde auf das unschöne Zerrbild vor ihren Augen, so daß es sich durch den feuchten Hauch ihres Atems verschleierte. Dann stellte sie den Krug lächelnd zu Boden, näherte sich der Kiste, entnahm ihr einen kleinen Metallspiegel, sah frisch hinein und wieder hinein, ordnete ihm gegenüber das glänzende Haar bald so und bald so, und wollte ihn eben aus der Hand legen, als sie sich eines Veilchenstraußes erinnerte, den sie schon beim Erwachen bemerkt hatte und den ihre Schwester gestern mit den Stielen in ein Schälchen voll Wasser gelegt haben mußte. Ohne Zaudern nahm sie die leis duftenden Blumen, trocknete ihre grünen Stengel mit dem Kleide, erhob den Spiegel noch einmal und steckte sie in die Haare.

Wie hell ihr jetzt wieder die Augen leuchteten, wie fröhlich sie nach dem Brote griff!

Und welche glänzenden Bilder stellten sich ihr vor die junge Seele, als sie ein Stück nach dem anderen brach, mit dem frischen Olivenöl flüchtig benetzte und schnell verzehrte! Sie hatte einmal beim Neujahrsfeste in das Zelt des Königs geschaut und dort Männer und Frauen gesehen, die beim Schmause auf purpurnen Polstern lagen. Jetzt träumte sie sich an die mit kostbarem Geschirr bedeckte Tafel, ließ sich im Geiste von bekränzten Knaben bedienen, hörte die Lieder der Flöten- und Harfenspieler und – ach, sie war ja ein halbes Kind und dabei so jugendlich hungrig – und nahm sich im Geiste die saftigsten und süßesten Leckerbissen von lauter goldenen Schüsseln und aß sich

satt, so recht von Herzen satt, bis das letzte Stückchen Brot und der letzte Tropfen Öl verbraucht waren.

Sobald ihre Hand auf dem leeren Brette nichts mehr fand, verwehte plötzlich der Traum, und überrascht und mit Schrecken schaute sie in das trockene Ölgefäßchen und auf die Stelle hin, wo vor kurzem das Brot gelegen.

»Ach,« seufzte sie aus tiefster Brust, kehrte das Brett noch einmal um, als sei es möglich, auf seiner Rückseite ein neues Brot und neues Öl zu finden, schüttelte enttäuscht den Kopf und sah bedenklich in den Schoß; – aber nur wenige Augenblicke; denn nun öffnete sich die Tür des Gemaches, und herein trat die schlanke Gestalt ihrer Schwester Klea, deren karges Mahl sie träumend verzehrt hatte, während jene für sie die halbe Nacht hindurch genäht und dann vor Sonnenaufgang ausgegangen war, um aus dem Sonnenbrunnen Wasser für das Morgenopfer am Altar des Serapis zu tragen. Die Heimgekehrte grüßte die andere mit einem stummen, aber freundlichen Wink. Sie schien zu erschöpft, um zu reden, trocknete die perlende Stirn mit dem Schleier, der ihr Hinterhaupt bedeckte, und setzte sich auf den Deckel der Kiste.

Irene sah zunächst nur auf das leere Brett und bedachte, ob sie ihre Schuld eingestehen und die Ermüdete um Verzeihung bitten, oder – und das war ihr oft gelungen – die Zurechtweisung, die sie verdient hatte, durch einen Scherz von sich ablenken sollte. Das letztere erschien ihr leichter, und darum wählte sie es. Rasch, aber doch nicht ganz unbefangen, trat sie auf die Schwester zu und sagte mit komischem Ernste:

»Schau nur her, Klea, merkst du mir nichts an? Ich muß aussehen wie ein Krokodil, das ein ganzes Nilpferd verspeiste, oder wie die heilige Schlange, nachdem sie ein

Kaninchen verschluckt hat. Denke nur, als ich mein Brot aß, kam mir unversehens auch deines zwischen die Zähne, nun aber will ich...«

Die also Angeredete warf einen Blick auf das leere Brett und unterbrach ihre Schwester mit dem leisen Rufe: »Ich war so hungrig!«

Es klang kein Vorwurf aus diesen Worten, aber tiefe Erschöpfung, und als die junge Übeltäterin nun den Blick auf die Heimgekehrte richtete und sie matt und in sich zusammengesunken dasitzen und das ihr angetane Anrecht ohne ein Wort der Entgegnung tragen sah, da erfaßte Mitgefühl und Trauer ihr leicht bewegtes Herz. Laut aufweinend warf sie sich vor der Schwester nieder, umfaßte ihr die Knie und rief, von Schluchzen oft unterbrochen:

»Ach, Klea, arme Klea, was hab' ich dir wieder getan! Gewiß, ich wollt' dich nicht kränken. Ich weiß selbst nicht, wie das so kam. Aber wozu mich's hier drinnen treibt, das tu' ich, das muß ich tun, und ich weiß immer erst, wenn es geschehen ist, ob es recht oder unrecht war. Für mich hast du gewacht und dich geplagt, und ich schlechtes Mädchen mußte dir's so vergelten! Aber du sollst nicht hungern, du sollst, nein, du sollst nicht!«

»Laß nur, laß!« sagte die andere und strich der Schwester liebevoll über das braune Haar. Dabei stieß ihre Hand auf die Veilchen in den glänzenden Locken.

Ihre Lippen zuckten, und ihr müder Blick belebte sich, als er den Blumen begegnete und das leere Schälchen streifte, in das sie sie gestern sorgsam gelegt hatte.

Irene bemerkte sogleich die Veränderung in den Zügen der Schwester, und weil sie glaubte, daß sie nur über den hübschen Schmuck überrascht sei, fragte sie heiter:

»Gefall' ich dir mit den Blumen?«

Kleas Hand war schon ausgestreckt, um die Veilchen aus dem braunen Haar der immer noch zu ihren Füßen Knienden zu lösen – darauf aber ließ sie den Arm sinken und sagte lauter und entschiedener als bisher, mit einer für ein Mädchen überraschend, ja fast männlich tiefen und doch wohl lautenden Stimme:

»Der Strauß gehört mir, aber behalte ihn nur, bis er um Mittag verwelkt ist, dann gib ihn mir wieder.«

»Er gehört dir?« wiederholte die andere und erhob die großen Augen verwundert zu der Schwester, deren Eigentum bis zu dieser Stunde auch das ihre gewesen war.  
»Aber ich nahm doch immer die Blumen, die du heimbrachtest; was ist an diesen Besonderes?«

»Es sind nur Veilchen, wie alle Veilchen,« entgegnete Klea tief errötend, »aber die Königin hat sie getragen.«

»Die Königin!« rief ihre Schwester, sprang von der Erde auf und klatschte erstaunt in die Hände. »Sie gab dir Blumen? Und das erzählst du mir erst jetzt? Freilich, du hast gestern, als du vom Aufzuge heimkamst, nur nach meinem Fuße gefragt, und ob meine Kleider auch ganz wären, und dann kein Sterbenswörtchen weiter mit mir geredet. Bekamst du den Strauß von Kleopatra selbst?«

»Wie sollt' ich!« versetzte Klea. »Einer ihrer Begleiter warf ihn mir zu; aber laß das! Bitte, reich mir die Flasche! Mein Mund ist trocken, und ich kann kaum reden vor Durst.«

Bei diesen Worten hatte wiederum flammendes Rot ihre Wangen übergossen, aber Irene bemerkte dies nicht; denn froh, ihr Anrecht durch eine Dienstleistung gutzumachen, war sie zu dem Wassergefäße geeilt, und während Klea ihr hölzernes Becherchen füllte und leerte, sagte sie, indem sie ihren kleinen Fuß zierlich erhob und ihn der Trinkenden zeigte:

»Sieh nur, die Schramme ist völlig geheilt und kann wieder die Sandale ertragen. Jetzt schnüre ich sie an und bitte Serapion um Brot für dich, und vielleicht gibt er uns auch ein paar Datteln. Lockere mir, bitte, hier am Knöchel den Riemen ein wenig, meine Haut ist so dünn und empfindlich; mir tut schon weh, was du kaum bemerkst. Sieh nur, wie fest ich jetzt auftrete. Am Mittag gehe ich wieder mit dir und fülle die Krüge für den Altar; auch später beim Aufzug, der gestern noch angesetzt ward, kann ich dich begleiten. Ob die Königin und die großen Fremden wohl wieder der Prozession zuschauen werden? Das wäre doch herrlich! Jetzt gehe ich, und bevor du den letzten Becher getrunken, hast du das Brot; denn wenn ich dem Alten hübsch schmeichle, sagt er nicht nein.«

Als Irene die Tür weit öffnete und das Sonnenlicht sie voll beschien, glänzte ihr braunes Haar goldig, und es wollte der ihr nachblickenden Schwester scheinen, als mische sich der sie umwebende Anmutsschimmer mit den Strahlen des Tagesgestirns.

Das Veilchensträußchen war das letzte, was die Zurückgebliebene von der ins Freie Tretenden gewahrte. Sie befand sich allein, und ihr Haupt leise wiegend, murmelte sie vor sich hin: »Ich gebe ihr alles, und sie nimmt mir, was ich nur habe. Dreimal ist mir der Römer

begegnet, gestern schenkte er mir die Veilchen, und ich wollte sie mir aufbewahren, und jetzt...«

Sie drückte dabei den Becher, den sie in der Hand hielt, fester an sich, und ihre Lippen zuckten schmerzlich, aber nur während einer kurzen Minute, dann richtete sie sich hoch auf und sagte fest: »So soll es auch sein!«

Nun schwieg sie, stellte die Gefäße neben sich auf die Kiste, strich sich mit dem Rücken der Hand, als wenn ihr Kopf sie schmerze, über die Stirn, schaute träumend in den Schoß, und bald sank das Haupt der Ermüdeten auf die Seite, und sie war entschlummert.

## **Zweites Kapitel**

Das Pastophorium wurde der Ziegelbau genannt, in dem sich das Zimmer der Schwestern befand, und der auch von anderen Bediensteten der Tempelanlage und zahlreichen Pilgern bewohnt ward. Diese wallfahrteten aus allen Teilen Ägyptens hierher und nächtigten gerne im Heiligtume des Gottes.

Irene ging, nachdem sie ihre Schwester verlassen, an vielen Türen vorüber, die sich nach dem Aufgang der Sonne geöffnet hatten, erwiderte schnell den Gruß manches bekannten oder unbekanntes Antlitzes, das ihr so freundlich nachschaute, als sei ihm in der Frühe ein gutes Vorzeichen zuteil geworden, und gelangte bald zu einem sich an den äußersten Norden des Pastophoriums schließenden Anbau, der keine Tür, wohl aber in Manneshöhe sechs unverschlossene Fensterhöhlen enthielt, die sich nach dem Wege hin öffneten.

Aus der ersten, die sie erreichte, schaute ihr das bleiche und von vielen Falten zerrissene Antlitz eines Greises entgegen.

Sie rief dem Alten munter den heitern Gruß der Hellenen: »Freue dich!« zu, er aber gebot ihr, ohne die Lippen zu rühren, ernst und bedeutungsvoll mit der mageren Hand und den kleinen, starren und ausdruckslosen Augen zu warten, und reichte ihr dann ein hölzernes Brett, auf dem einige Datteln und ein halbes Brot lagen.

»Für den Altar des Gottes?« fragte das Mädchen. Der Greis nickte bejahend, und Irene ging so sicher wie jemand, der genau weiß, was von ihm begehrt wird, mit der leichten Bürde weiter. Aber schon nach wenigen Schritten, und bevor sie das letzte Fenster erreicht hatte, hemmte sie den Fuß; denn laute Stimmen und Schritte ließen sich vernehmen, und bald zeigten sich an demjenigen Ende des Pastophoriums, dem sie entgegenging und an das sich ein kleiner Akazienhain des Serapis schloß, der außerhalb der Ringmauer eine weitere Ausdehnung gewann, einige Männer, deren Erscheinung ihre Aufmerksamkeit fesselte; aber sie scheute sich, den Fremden entgegen zu gehen, und wartete, eng an die Wand des Pastophoriums geschmiegt und ihren Reden lauschend, auf ihre Entfernung.

Den frühen Tempelbesuchern voran ging ein starker Mann mit einem langen Stabe in der Rechten und sprach zu den beiden Fremden, die ihm folgten, in der Weise der Erklärer von Beruf, die so zu reden pflegen, als läsen sie ihren Hörern aus einem unsichtbaren Buche vor, und die man nicht gern mit Fragen unterbricht, weil man weiß, daß sie doch kaum mehr wissen, als was sie gerade sagen.

Unter den beiden nichts weniger als aufmerksamen Zuhörern war der eine in ein langes, buntes Gewand gehüllt und reich mit goldenen Ketten und Ringen geschmückt, während der andere außer dem kurzen Chiton nur eine über die linke Schulter geworfene römische Toga von weißer Wolle trug.

Sein reich gekleideter Begleiter war ein älterer Mann mit fleischigem, bartlosem Antlitz und dünnem, ergrauendem Haar.

Diesen sah die lauschende Irene mit Bewunderung und Staunen an, aber nur, um, nachdem sie das Auge an den Stoffen und Geschmeiden, die er trug, geweidet hatte, die schlanke Jünglingsgestalt an seiner Seite um so aufmerksamer ins Auge zu fassen.

»Der dicke Pudel des Koches Hui und ein junger Löwe,« murmelte sie vor sich hin, indem sie den behäbigen Schritt des einen und den selbstbewußten, elastischen Gang des anderen beobachtete. Dabei fühlte sie sich lebhaft versucht, den älteren Herrn nachzumachen, aber diese übermütige Regung sollte bald unterbrochen werden; denn kaum hatte der Fremdenführer dem Römer berichtet, daß hier die frommen Männer ihre Zellen hätten, die in freiwilliger Gefangenschaft als dem Serapis Geweihte dem Gotte dienten, und daß sie ihre Nahrung durch die Fenster – er wies mit dem Stabe auf sie hin – in Empfang nähmen, als plötzlich eine Lade, an die der Führer des ungleichen Paares mit dem Stabe gerührt hatte, so schnell und heftig aufflog, als habe ein jäher Windstoß sie erfaßt und an die Wand geschlagen. Nicht minder plötzlich fuhr ein grimmig dreinschauendes, von grauen Haaren wie von einer Löwenmähne umwalltes Menschenhaupt aus dem Fenster heraus und schrie dem Klopfenden mit tiefer, überlauter Stimme zu:

»Daß meine Lade dein Rücken wäre, du frecher Gesell, dann hätte dein langer Stock auf die rechte Stelle geklopft! Oder würde statt dieser Zunge ein Knüppel in meinem Munde wohnen, dann wollt' ich sie regen, bis sie mir müde würde wie die eines Redners, der drei Stunden lang vor dem Volke leeres Stroh ausdrischt. Kaum ist die Sonne heraus, und schon schleppt der Schmarotzer neugieriges Gesindel zu uns! Weck uns doch nächstens um Mitternacht aus dem Schläfe und wirf uns mit Steinen an die morschen Laden! Meine letzte Begrüßung hat für drei Wochen ihre Schuldigkeit an dir getan, die von heute soll, hoff' ich, länger wirken. Ihr Herren da, hört mich! Wie die Raben den Heeren nachstiegen, um die Gefallenen zu fressen, so stelzt der da den Fremden voran, um ihnen die Taschen zu leeren. And du, der du dich Dolmetscher nennst, und als du Griechisch lerntest, dein bißchen Ägyptisch vergaßest, merke dir das: Wenn du Fremde zu führen hast, so bring sie zu dem Sphinx, oder laß sie im Tempel des Ptah den Apis um die Zukunft befragen, oder führe sie in das Wildgehege des Königs in Alexandria oder in die Schenken nach Kanopus, aber nicht her zu uns, denn wir sind keine Fasanen und keine Flötenspielerinnen oder Wundertiere, die sich's gefallen lassen müssen, daß man sie angafft. Ihr Herren solltet euch einen besseren Führer wählen als dies Klapperblech, das euch sein erbärmliches Geleier vorklingelt, wenn ihr es schüttelt. Was euch selbst betrifft, so sag' ich nur eines: Neugierige Augen sind zudringliche Gäste, vor denen ein kluger Wirt sich schützt, indem er die Tür schließt.«

Wieder erschrak Irene und schmiegte sich fester an den sie verbergenden Pfeiler; denn krachend flog die Lade, die der Klausner mit einem an ihrem äußersten Ende befestigten Stricke an sich gerissen hatte, zu und entzog ihm den Blicken der Fremden; aber nur für einen Augenblick; denn

die morschen Angeln, in denen sie hing, ertrugen nicht den heftigen Anschlag und langsam neigte sie sich zum Falle.

Der lebhaft Polterer streckte die Arme aus, um sie zu halten und zu heben, aber sie war schwer, und sein Vorhaben würde ihm kaum gelungen sein, wenn nicht der römisch gekleidete Jüngling ihm Hilfe geleistet und die fallende Lade leicht und ohne Anstrengung, als bestehe sie nicht aus starken Bohlen, sondern aus dünnem Weidengeflechte, mit Hand und Schulter in die Höhe gehoben hätte.

»Noch etwas höher,« rief der Klausner dem Helfer zu.  
»Stellen wir das Ding auf die scharfe Kante! So! Schiebe noch etwas! Da hätt' ich das erbärmliche Ungetüm, und da mag es liegen. Wenn mich heute nacht die Fledermäuse besuchen, so werde ich an euch denken und sie von euch grüßen!«

»Du tätest besser, dir diese Mühe zu sparen,« entgegnete der junge Mann kühl und vornehm. »Ich werde dir einen Zimmermann schicken, der die Lade neu befestigen soll; auch wollen wir dich um Entschuldigung bitten; denn wir haben den Schaden veranlaßt, der dich betroffen.«

Der Graukopf ließ den andern aussprechen und sagte dann, nachdem er ihn vom Scheitel bis zur Sohle mit den Augen gemessen:

»Du bist stark und billig denkend und könntest mir gefallen, wenn du in anderer Gesellschaft wärest. Deinen Zimmermann brauch' ich nicht, laß mir nur einen Hammer senden, ein Beil und kräftige Nägel; wollt ihr mir sonst noch dienen, so packt euch!«

»Wir gehen schon,« sagte nun der Buntgekleidete mit weibisch hoher Stimme. »Was bliebe dem Manne, den Buben aus sicherem Versteck mit Kot bewerfen, auch übrig, als sich zu entfernen!«

»Fort nur, fort,« lachte der so Gescholtene, »und wenn du willst, gleich bis nach Samothrace, großer Euläus; den Weg dahin hast du kaum vergessen, seitdem du dem König geraten, mit seinen Schätzen dorthin zu fliehen. Wenn du dich aber dennoch nicht trauen solltest, ihn allein zu finden, so empfehl' ich dir den Dolmetscher und Fremdenführer dort, damit er ihn dir weise.«

Des Königs Ptolemäus, den man Philometor oder den seine Mutter Liebenden nannte, hochgestellter Ratgeber, der Eunuch Euläus, erbleichte bei diesen Worten, warf dem Alten einen wütenden Blick zu und winkte dem jungen Römer; der aber war nicht willens, ihm zu folgen, denn der grimmige Sonderling gefiel ihm, vielleicht schon, weil er fühlte, daß er selbst dem Alten, der sonst mit seinem Mißfallen nicht kargte, angenehm sei. Übrigens fand er auch an seinem Urteil über die ihn begleitenden Männer nichts auszusetzen, und darum wandte er sich dem Eunuchen zu und sagte höflich:

»Nimm meinen Dank für deine Begleitung und laß dich nicht länger um meinetwillen von deinen wichtigen Geschäften abhalten.«

Euläus verneigte sich und entgegnete:

»Ich weiß, was meines Amtes ist. Der König betraute mich mit deiner Führung; gestatte also, daß ich dich dort unter jenen Akazien erwarte.«

Als nun der Eunuch mit dem Fremdenführer dem grünen Hain zuschritt, hoffte Irene endlich Gelegenheit zu finden, ihre Bitte vorzubringen, doch der Römer war vor der Zelle des Alten stehen geblieben und hatte mit ihm ein Gespräch begonnen, das sie sich nicht zu unterbrechen getraute. Leise seufzend stellte sie das Brett mit dem Brot und den Datteln, die ihr anvertraut worden waren, auf einen Prellstein an ihrer Seite nieder, lehnte sich mit gekreuzten Armen und Füßen an die Wand und spitzte wiederum lauschend das Ohr.

»Ich bin kein Grieche,« sagte der Jüngling, »und du irrst, wenn du meinst, ich sei aus Neugier nach Ägypten und zu dir gekommen.«

»Aber wer nur, um zu beten, in den Tempel geht,« unterbrach ihn der andere, »der wählt sich, so sollt' ich meinen, keinen Euläus, kein Paar wie jene zwei, die dir dort unter den Akazien auch keinen Segen aufs Haupt wünschen werden, zu Begleitern; ich wenigstens möchte, wenn ich zufällig ein Dieb wäre, nicht zum Stehlen mit ihnen ausgehen. Was führt dich denn zum Serapis?«

»Jetzt wär' es an mir, dich der Neugier zu zeihen.«

»Nur zu!« rief der Graukopf. »Als ehrlicher Kaufmann nehm' ich die Münze an, mit der ich selber gern zahle. Du kommst, damit man dir einen Traum deute, oder um drüben im Tempel zu schlafen und ein Gesicht zu empfangen?«

»Seh' ich so schläfrig aus,« fragte der Römer, »als wollt' ich mich jetzt, eine Stunde nach Sonnenaufgang, wiederum niederlegen?«

»Es könnte ja auch sein,« rief der Klausner, »daß du noch nicht ganz mit dem gestrigen Tage zu Ende gekommen und es dir am Schluß eines Gastmahls eingefallen ist, uns zu besuchen und beim Serapis den Kopfschmerz zu verschlafen.«

»Dir scheint doch manches vom Leben außerhalb dieser Mauern zu Ohren zu kommen,« versetzte der Römer, »und begegnete ich dir auf der Straße, so würd' ich dich wohl für einen Schiffsführer oder einen Baumeister halten, der über viele widerwillige Arbeiter gebietet. Nach dem, was man in Athen und hier von dir und deinesgleichen erzählte, hab' ich dich anders zu finden erwartet.«

»Und wie denn?« lachte Serapion. »Das frage ich auf die Gefahr hin, noch einmal für neugierig gehalten zu werden.«

»Wohl möcht' ich dir's antworten,« gab der andere zurück, »aber wenn ich dir die volle Wahrheit sage, so begeben sich mich in die größere Gefahr, von dir so wenig glimpflich heimgesandt zu werden wie mein armer Führer da drüben.«

»Sprich nur,« entgegnete der Graukopf, »für verschiedene Leiber hab' ich verschiedene Kleider und nicht das schlechteste für den, der mich mit dem seltenen Gericht der Wahrheit bewirtet. Aber bevor du mir die bittere Speise zu kosten gibst, sage mir, wie du dich nennst.«

»Soll ich den Fremdenführer rufen?« fragte der Römer mit schalkhaftem Lächeln. »Der kann mich dir beschreiben und dir die ganze Geschichte meines Hauses erzählen. Aber nichts für ungut, ich heiße Publius.«

»So nennt sich von dreien deiner Landsleute wenigstens einer.«

»Ich bin vom Geschlecht der Kornelien, und zwar der Scipionen,« entgegnete der Jüngling mit gedämpfter Stimme, als wollt' er vermeiden, sich seines vornehmen Namens laut zu rühmen.

»Also ein hoher, sehr großer Herr,« sagte der Klausner und verneigte sich aus der Zelle heraus. »Das wußt' ich auch ohnehin; denn so sicher geht in deinen Jahren, mit so zarten Knöcheln an den mächtigen Beinen, nur ein Edler einher. Also Publius Kornelius ...«

»Laß das und nenne mich Scipio, oder lieber noch bei meinem Vornamen Publius,« bat der Jüngling. »Du selbst heißt Serapion, und ich will dir nun sagen, was du von mir zu wissen wünschest. Ich dachte, als man mir erzählte, es gäbe in diesem Tempel Leute, die sich in kleine Kammern einsperren ließen, um sie nie zu verlassen, auf ihre Träume zu achten und ein nachdenkliches Leben zu führen, daß sie Schwächlinge sein müßten oder Narren, oder beides zugleich.«

»Recht, recht so,« unterbrach Serapion den Kornelien,  
»aber an ein viertes dachtest du doch nicht. Wie nun, wenn es unter diesen Männern auch solche gäbe, die man gegen ihren Willen eingesperrt hält, und wenn gerade ich zu diesen Gefangenen gehörte? Ich habe dich manches gefragt, und du bist mir die Antwort nicht schuldig geblieben, so magst du auch wissen, wie ich in diesen elenden Käfig komme und warum ich darin verbleibe. Ich bin guter Leute Kind; denn mein Vater war Vorsteher der Kornspeicher dieses Tempels und von mazedonischer Herkunft, meine Mutter aber ein ägyptisches Weib. Die hat mich in einer üblen Stunde geboren, am siebenundzwanzigsten des Paophimondes, an dem Tage, von dem es in den heiligen Büchern heißt, er sei ein sehr